

Linguistica e Filologia

35

Dipartimento di Lingue, Letterature e Culture Straniere
Dipartimento di Lettere, Filosofia, Comunicazione
UNIVERSITÀ DEGLI STUDI DI BERGAMO 2015



BERGAMO UNIVERSITY PRESS

sestante edizioni

SCHULZ, Monika (Hg.), vindærinne wunderbærer mære. *Gedenkschrift für Ute Schwab*, Fassbaender, Wien 2013 (Studia Mediaevalia Septentrionalia, 24), pp. 528, ISBN 978-3-902575-58-6.

Der zu besprechende Band war als thematisch nicht fixierte Festschrift zu einem prominenten Geburtstag der germanischen Philologin Ute Schwab geplant und wurde der bekannten und anerkannten Wissenschaftlerin, deren rund 150 Publikationen umfassendes Werk (vgl. das Schriftenverzeichnis S. 15-27) Klaus Düwel in einem einleitenden Beitrag würdigt (S. 11-14), nach ihrem Tod am 6. Januar 2013 als Gedenkschrift gewidmet (vgl. das „Vorwort der Herausgeberin“ Monika Schulz, S. 7). Zahlreiche der Ute Schwab dedizierten Arbeiten von Freunden und Kollegen nehmen Bezug auf die Forschungsschwerpunkte der Gelehrten: so haben beispielsweise allein drei Beiträge Heinrichs *Reinhart Fuchs* zum Thema.

Die einzelnen Beiträge sind im Sammelband alphabetisch nach ihren Autoren angeordnet und sollen im Folgenden in dieser Reihenfolge besprochen werden.

Ausgangspunkt von Helmut BIRKHANs Beitrag („Der *schepper* des *stern*“, S. 29-49) ist die Feststellung, dass das Mittelalter die antike Mythologie und Helden-sage auf zwei verschiedene Arten betrachtete: zum einen sah man die erzählten Ereignisse als historisch-faktische an, andererseits unterlegte man ihnen einen heilsgeschichtlichen Schrift-Sinn. Birkhan präsentiert die verschiedenen Ausprägungen der antiken Tradition vom Goldenen Vlies bzw. des Argonautenmythos in der mittelhochdeutschen Literatur, von Herborts von Fritzlar *Liet von Troye* vom Ende des 12. Jahrhunderts bis zur Vorgeschichte der Eroberung Trojas in Ulrich Füetriers *Buch der Abenteuer* vom Ende des 15. Jahrhunderts, und kommt zu dem Schluss, dass in diesen literarischen Texten das Goldene Vlies eigentlich nur eine exotische Kostbarkeit sei, ohne praktische Funktion bzw. reines Prestigeobjekt, dessen schwere Erringbarkeit jedoch ein wichtiges moralisches Sinnangebot liefere (S. 36). Nach einem Hinweis auf die Funktion des Motivs vom Goldenen Vlies im *Apollonius von Tyrlant* des Heinrich von Neustadt wendet Birkhan sich schließlich der Analyse des der *goltwolle* gewidmeten Kapitels III.D.3 von Konrads von Megenberg *Buch der Natur* zu, dessen Beschreibung an eine metallisch schimmernde oder metallähnliche „Wolle“ denken lasse (S. 38-40), die von Konrad allegorisch im Sinne der Mariologie gedeutet werde. Auf diese Weise könne dem Argonautenmythos neben dem historisch-faktischen Verständnis „doch noch ein heilsgeschichtlicher Sinn abgerungen“ werden (S. 46), in Anknüpfung an Ute Schwabs Interpretation des Motivs von Romulus und Remus am Runenkästchen von Auzon (S. 30).

Im Anschluss an eine kritische Auseinandersetzung mit zwei neueren Arbeiten zum *Reinhart Fuchs* analysiert Klaus DÜWEL in seinem Beitrag („Der Fuchs und die kleineren Tiere. Zu den Eingangsabenteuern in Heinrichs *Reinhart Fuchs*“, S. 51-73) den bisher von der Forschung eher vernachlässigten ersten Handlungsteil von Heinrichs *Tierepos* in der Fassung K (Cologne-Genf, Bibl. Bodmeriana, Cod.

Bodm. 72 [früher Kalocsa, Kathedralbibl., Ms. 1]). Von diesem Handlungsteil, der die Begegnung Reinharts mit den kleineren Tieren wie Hahn, Meise, Rabe und Kater und den Bündnisschluss zwischen Fuchs und Wolf zum Thema hat, arbeitet Düwel überzeugend die erzählerische Raffinesse in den zahlreichen internen Bezügen und den Kommunikationsstrategien heraus, wobei er textnah die ‚fuchsische‘ Art der Kommunikation, um ein Ziel zu erreichen, die verschiedenen Reaktionen von Reinharts Gesprächspartnern samt dem Ergebnis der Begegnungen und seiner Folgen aufzeigt und zu dem Ergebnis kommt, dass Heinrich in der kunstvoll gestalteten Erzählfolge des ersten Teils bereits die entscheidenden thematischen Stichwörter der weiteren Handlung im zweiten und dritten Teil nennt und den Fuchs, dem die Stichwörter in den Mund gelegt werden, von vornherein eindeutig als den die Handlung bestimmenden Protagonisten zu erkennen gibt. Düwels Aufsatz ist ein nachahmenswertes Beispiel dafür, dass man zu einem angemessenen Verständnis mittelalterlicher Texte am besten die Texte selbst – möglichst mit philologischer Akribie und im Original – liest, ohne die Notwendigkeit, sie in das eine oder andere theoretische Konzept zu zwingen.

Dora FARACI befasst sich in ihrem Beitrag („The parable of the talents and the *topoi* of the *exordium* in Ælfric’s Prefaces to the *Grammar*“, S. 75-98) mit Ælfrics Einsatz der Parabel von den Talenten in der altenglischen Vorrede zu seiner Grammatik. Sie geht der Frage nach, wie weit die Parabel zu Ælfrics Zeit außerhalb biblischer und exegetischer Zusammenhänge verbreitet war und wie vertraut der Autor und sein Publikum mit ihrer tiefen symbolischen Bedeutung waren. Faraci weist glaubhaft eine profunde Kenntnis Ælfrics der Tradition rhetorischer Strategien, die in Vorreden Anwendung finden können, nach und zeigt, dass Ælfric einer der ersten ist, der einige der anspruchsvolleren rhetorischen Strategien im Englischen einsetzt und so der Volkssprache eine erhöhte Dignität verleiht, wobei er die Tatsache unterstreicht, dass die metaphorische Bedeutung des Talents sich nicht auf religiöses Wissen beschränkt, sondern auch weltliches Wissen mit einbezieht, das wiederum dazu eingesetzt werden kann, religiöses Wissen zu erschließen.

Elena HAHN arbeitet in ihrem Beitrag zur Sündenregisterthematik in der Bildkunst und Predigtliteratur des Mittelalters („Das Predigtmärlein vom Teufel und die ‚Kuhhaut‘ in Reichenau-Oberzell. Das Motiv des Teufels mit dem Sündenregister in Kunst und Literatur“, S. 99-130) vor dem Hintergrund der textlichen und ikonographischen Tradition vom Teufel mit dem Sündenregister die Besonderheit der Darstellung von der ‚Kuhhaut‘ in der Kirche St. Georg in Reichenau-Oberzell heraus, eine der frühesten bekannten Verbildlichungen des Motivs, die sich durch eine besondere künstlerische Qualität auszeichnet. Hahn erhellt für diesen speziellen Fall der Wechselbeziehung von Bild und Text, wie im Bild der Inhalt des Predigt-Exempels anschaulich weitergeführt wird, wie der Teufel mit einer Kuhhaut das größte Stück Pergament, das einem mittelalterlichen Schreiber zur Verfügung stehen konnte, für sein Register zur Disposition hat und wie in die bildliche Darstellung ein eigenständiger, äußerst einprägsamer Text eingefügt wird, in dem der Teu-

fel in drei Reimpaaren das *plapla* von *tumben wibun* anprangert, um es beim Jüngsten Gericht dem Richter als Beweismittel vorlegen zu können. Die Beurteilung Hahns der Reichenauer Malerei als eine eigenständige Umsetzung des Themas im Medium der Malerei und der Einschätzung ihrer Wirkungsmöglichkeit in der zeitgenössischen Rezeptionssituation überzeugt durch die solide Kenntnis der Autorin der Verbreitung der Sündenregister-Thematik in Bild und Kunst im europäischen Mittelalter.

Ernst HELLGARDT bietet in seinem Beitrag („Synopsis der parallel überlieferten Stücke des altsächsischen *Heliand*“, S. 131-179) erstmalig eine vollständige Synopsis der *Heliand*-Fragmente Berlin, Bibliothek des Historischen Museums, R 56/2537 (= P), Leipzig, Universitätsbibliothek, Thomas 4073 (Ms.) (= L), Rom, Vatikanstadt, Bibliotheca vaticana, Cod. Pal. Lat 1447 (= V) und München, Bayerische Staatsbibliothek, cgm 8840 (= S) mit den beiden Haupthandschriften des *Heliand* London, British Library, MS Cotton Caligula A VIII (= C) und München, Bayerische Staatsbibliothek, cgm 25 (= M). Die vorbildlich gestaltete Zusammenstellung ist ein äußerst nützlicher Beitrag zur *Heliand*-Philologie.

Johannes HÜTTENS vergleichende Untersuchung der Beziehung zwischen Reinhart und Hersant in Heinrichs *Reinhart Fuchs*, im französischen *Roman de Renart* und im mittellateinischen *Ysengrimus* („*vremde mere* im Tierepos? *hōhe Minne* und Ehrechtsaspekte im *Reinhart Fuchs*“, S. 181-203) zielt darauf ab, die Funktion des Einsatzes von Minnevokabular im deutschen Text herauszuarbeiten. Hütten zeigt einleuchtend, wie sich die Umakzentuierungen, die Heinrich vornimmt, auf die Gestaltung der Beziehung von Fuchs und Wölfin auswirken. Im deutschen Text zeichnet sich ab, dass die *tougen minne* und der Ehebruch erst dann problematisch erscheinen, wenn sie öffentlich gemacht werden. Der Verfasser macht unter anderem plausibel, wie durch die parodistische und satirische Verwendung von Gattungszitaten aus dem Minnesang zudem eine Reflexion über das Konzept der *hōhen* Minne stattfindet, deren Bedingungen und Grenzen vor dem Hintergrund zeitgenössischer Ehrechtsdiskurse anhand der sich wandelnden Beziehung zwischen Reinhart und Hersant und dem entehrten Ehemann aufgezeigt werden.

Elke KROTZ widmet ihren Beitrag („*Sibasi pari cumba*. Varianz in magischen Wanderformeln“, S. 205-261) der Untersuchung der Textgeschichte von Beschwörungsformeln, wobei sie auch opportune methodischen Überlegungen zum Textbegriff innerhalb dieser Tradition anstellt. In ihrer überlieferungsgeschichtlich orientierten Recherche zu Beschwörungen und Rezepten gegen ein *malum malannum* benanntes Übel kommt sie zu dem Ergebnis, dass die Handschriften identifizierbare Gruppen von Wanderformeln in textbausteinartiger Verbindung mit Wandermotiven innerhalb der *historiola* überliefern. An zahlreichen Beispielen erhellt sie die modulare Bauweise vieler Beschwörungen, in denen Material unterschiedlichster Herkunft in immer neuen Zusammenstellungen und Gebrauchszusammenhängen kombiniert wird. Krotz kommt zu dem überzeugenden Schluss, dass für das von ihr untersuchte Material der konventionelle Textbegriff eher unbrauchbar ist, da keine

‚festen‘ Texte mit ‚genauem Wortlaut‘ tradiert werden, sondern passende Wendungen für bestimmte Anlässe, die im Titel der Beschwörung oder des Rezepts spezifiziert werden. Dementsprechend empfiehlt sie abschließend, das Augenmerk bei der Erforschung der Textgeschichte mittelalterlicher Beschwörungen auf Tradierungslinien von Formeln und Textbausteinen und nicht auf Überlieferungslinien einzelner Texte zu legen, was für künftige Forschungen in diesem Bereich durchaus zu beherzigen wäre.

Jürgen KÜHNELs Beitrag („Zwischen Mirakelspiel und historischem Drama: *Le mystère du siège d'Orléans*“, S. 263-282) ist einem Spiel in französischer Sprache gewidmet, das die Belagerung der Stadt Orléans durch die Engländer und ihre Befreiung durch Jeanne d'Arc 1428 darstellt und in einer Papierhandschrift des frühen 16. Jahrhunderts, einer Lesehandschrift, überliefert ist (Rom, Vatikanstadt, Bibliotheca Vaticana, Reg. lat. 1022). Kühnel rekonstruiert die Vorgeschichte des überlieferten Textes, dessen Umfang und Struktur eine dreitägige Aufführung nahelegen, und kommt auf der Basis seiner Analyse der dramaturgischen Konzeption zu dem Schluss, dass das Spiel zwar auch in seiner endgültigen Fassung noch als Mysterien- oder Mirakelspiel ‚gelesen‘ werden kann, doch aber gleichzeitig auch als erstes historisches Drama des Mittelalters in einer europäischen Volkssprache gelten darf. Der Verfasser arbeitet im Detail heraus, wie die Handlung den historischen Ereignissen zwischen dem Frühjahr 1428 und dem Sommer 1429 relativ genau folgt. Mit Hilfe des teilweise extensiven Nebentextes der Lesehandschrift entwickelt er nachvollziehbare Hypothesen zur szenischen Realisierung und arbeitet die Rolle des Nebentextes für die Rekonstruktion einer ‚idealen‘ Aufführung dieses Dramas heraus.

Andrea MADER stellt in ihrem Beitrag („*Memoria* im Gewand mittelalterlichen Totengedenkens: Gottfrieds und Thomas' *Tristan* vs. Eilharts *Tristrant*“, S. 283-310) die These auf, dass bei Gottfried und Thomas *memoria* Tod bedeutet. Dies zeige sich, wie die Verfasserin auf der Basis der Analyse signifikanter Textpassagen darlegt, an zwei Aspekten: zum einen trete *memoria* bei Gottfried und Thomas häufig im Gewand von Praktiken des mittelalterlichen Totengedenkens in Erscheinung, andererseits besäßen Memorialhandlungen in ihren Texten eine selbstzerstörerische Wirkung, die zu völliger Ohnmacht oder sogar Todesnähe führe. Ein Vergleich des *memoria*-Motivs in den Texten von Gottfried und Thomas und dem *Tristrant* Eilharts ergibt, dass das Motiv bei Eilhart grundsätzlich eine geringere Rolle spielt als bei den anderen Autoren und die Setzung „*memoria* ist gleich Tod“ in seinem Text nicht vorkommt. Im Werk Gottfrieds hingegen spiele vor allem die Memorialpraxis der Namensnennung eine wichtige Rolle, die seit der Antike ihren festen Platz in der Tradition des Totengedenkens hat.

Paul MICHELs Beitrag („Johann Jacob Scheuchzer über den Regenbogen. Empirie – Physik – Frömmigkeit“, S. 311-336) gewährt einen faszinierenden Blick auf Leben und Werk des Zürcher Universalgelehrten Scheuchzer (1672-1733), dessen Gedankenwelt und Arbeitsweise auf der Basis seiner Beschäftigung mit der Er-

scheinung des Regenbogens dargestellt wird. Anhand der Chronologie der Werke Scheuchzers wird gezeigt, wie der Gelehrte von der rationalen Theorie ausgehend zunächst das physikalische Phänomen des Regenbogens abstrakt formuliert, um dann mittels Exkursionen in die Schweizer Bergwelt das Problem empirisch anzugehen, um zuletzt alle gewonnenen Ergebnisse in einen theologisch-symbolischen Zusammenhang zu stellen. Abschließend nimmt Michel mit Goethe auf einen ein Jahrhundert später tätigen „verwandten Geist“ Bezug, der sich seines Erachtens dem Phänomen des Regenbogens ebenfalls theoretisch, empirisch und vor allem in theologisch-symbolischer Auslegung angenähert hat.

Ulrich MÜLLER skizziert in seinem Beitrag („Jacques Offenbachs Spätmittelalter-Oper *Die Rheinnixen* (*Les Fees du Rhin*): Ein patriotisches Loblied der Deutschen auf den Spuren Walthers von der Vogelweide?“, S. 337-348) die Entstehungsgeschichte der *Rheinnixen*, arbeitet die Mehrschichtigkeit und die komplizierten Motivationen der Handlung der ungekürzten ‚Originalversion‘ heraus und analysiert abschließend das in dieser romantischen Oper enthaltene Loblied auf die Deutschen nicht nur im Zusammenhang der Oper und vor dem politischen Hintergrund ihrer Entstehungszeit, sondern auch im Kontext der Geschichte patriotischer Preislieder auf die Deutschen, von Walther von der Vogelweide bis August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, und leistet auf diese Weise einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Tradition patriotischer Preislieder in Europa.

Robert NEDOMA schlägt in seinem Beitrag („*Ich hân den künec al eine noch*: Zur Schachmetaphorik bei Reinmar von Zweter (Roethe, Spruch Nr. 150)“, S. 349-358) vor, das Verb in V. 12 des autobiographisch gefärbten Spruchs 150 (cpg 848: *fîret*; cpg 350 *entfuert*) nicht im Sinne von „hilft, unterstützt“ aufzufassen, sondern als „stört, hindert“, um so eine überzeugendere Sinnkontinuität zwischen V. 10-11 und V. 12 herzustellen: die Schachmetapher würde entsprechend auf einen sogenannten Solosieg verweisen, eine eigenständige Gewinnvariante im alten Schachspiel. In einer biographistischen Auslegung des Spruchs würde dies Folgendes bedeuten: „Die desperate Situation auf dem Spielbrett, wo dem Ich-Sänger nur mehr der blanke König übriggeblieben ist, referiert auf die desperate Situation am Prager Hof, wo der Ich-Sänger nur mehr auf König Wenzel I. zählen kann [...]“ (S. 355). Nedomas Ergebnis zeigt unter anderem, dass linguistische Kompetenz auch im Bereich der Graphematik dem Interpreten handschriftlich überlieferter Literatur durchaus nützlich sein kann.

Sigmund OEHRLEs materialreicher Beitrag zur Bildüberlieferung germanischer Stoffe („Neue Überlegungen zu mutmaßlichen Sigurddarstellungen“, S. 359-392) diskutiert außertextliche bildliche Darstellungen von Sigurds Drachentötung und Hörterwerb, die literarisch in den Eddaliedern *Fáfnismál* und *Reginismál*, in Snorris *Skáldskaparmál* und in der *Völsunga saga* überliefert sind und auf die wiederholt in der Skaldendichtung Bezug genommen wird. Dass es sich lohnt, sich trotz der umfangreichen bisher geleisteten Forschungsarbeit weiterhin mit der Sigurd-Ikonographie zu beschäftigen, versucht Oehrl unter anderem mit seiner Interpretation eines

bisher weitgehend unbekanntes Bilddenkmals zu belegen, einer fragmentarisch erhaltenen Kalksteinplatte aus der Kirche von Glanshammar im mittelschwedischen Närke mit Resten einer Bilddarstellung, die laut Oehrl mit großer Wahrscheinlichkeit als Darstellung von Sigurds Herzbraten interpretiert werden kann und somit als eine wertvolle Bereicherung des bekannten Corpus von Sigurddarstellungen gelten darf.

Stephanie RAPPL zeigt in ihrem Beitrag („(Schein-)Heiligkeit in Mären des Strickers: *Die Martinsnacht* und *Der durstige Einsiedel*“, S. 393-410), wie der Stricker in den beiden dem Themenkreis der „Zehergeschichten“ angehörenden Mären *Die Martinsnacht* und *Der durstige Einsiedel* auf Elemente der hagiographischen Literatur zurückgreift und diese in das Strukturmuster der Märe integriert. Die hagiographischen Topoi, die der Stricker zum Erreichen seines Erzählziels instrumentalisiert, dienen dabei als Folie zur Vorführung des Erzählschemas. Laut Rappl wird in beiden Mären das Legendenwissen des Publikums aktiviert, die eigentliche Komik der Texte entfaltet sich erst vor ihrem Legendenhintergrund.

Ingo REIFFENSTEIN untersucht in seinem Beitrag („*Gau*-Namen in Salzburg“, S. 411-421) eine toponomastische Besonderheit des österreichischen Bundeslandes Salzburg, dessen politische Bezirke im nichtamtlichen Sprachgebrauch Namen mit dem Grundwort *-gau* tragen, ein Lexem, das auf eine germanische Raumbezeichnung zurückgeht, die schon im Gotischen und dann in allen westgermanischen Sprachen bezeugt ist. Die alten Salzburger *-gau*-Namen Salzburggau, Pfongau, Pinzgau, Pongau und Thalgau sind seit dem 8. Jahrhundert belegt, der Lungau seit dem 10. Jahrhundert urkundlich bezeugt. Reiffenstein weist nach, dass es sich bei dem heute nicht mehr gebräuchlichen Namen Salzburggau und im Fall von Pinzgau und Lungau von Anfang an um Raumnamen handelt, während Pfongau, Pongau und Thalbau zum Zeitpunkt ihrer Bildung Ortsnamen waren. Dass der Namentyp im Land Salzburg fest verankert ist, ist laut Reiffenstein auch daran zu erkennen, dass die jüngeren Salzburger *-gau*-Namen Flachgau und Tennengau rasch volkstümlich wurden.

Ute ROSENHAHN-OHLMEIER diskutiert in ihrem Beitrag („Strategien und Charakter des Erzählers in Heinrichs *Reinhart Fuchs*“, S. 423-438) die Figur des Erzählers im Epos von Reinhart Fuchs und zeigt auf der Basis von ausgewählten Textbeispielen, dass der Erzähler nicht nur einfach eine Geschichte erzählt, sondern dem Publikum auch eine bestimmte, aus dem Erzählten abgeleitete Lehre vermittelt, wobei er sich einerseits explizit in Exkursen und Kommentaren äußert, andererseits implizit, durch eine wertende oder ironische Erzählweise, Stellung nimmt. Abschließend stellt die Verfasserin die Frage nach der Identität des *glichezare* und stellt eine interessante neue Interpretation der Verse 1784-1790 zur Diskussion.

Monika SCHULZ widmet sich in ihrem Beitrag („Von Hunden, Dieben, (Wer-) Wölfen und Hexen“, S. 439-479) deutschsprachigen Beschwörungen gegen Wölfe vom Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit. Ausgehend vom ahd. *Wiener Hundesege*n, einem Spruch gegen Wölfe und Diebe, in dem der heilige Martin angerufen wird,

um Hunde vor Gefahren, insbesondere vor Wölfen, zu bewahren, arbeitet Schulz die Grundstruktur von Beschwörungen gegen Wölfe heraus, zeigt auf der Basis einer Analyse der im *Corpus der deutschen Segen und Beschwörungsformeln* gesammelten und von der Forschung bisher vernachlässigten ca. 70 Wolfsbeschwörungen Stereotypen und Varianten solcher Formeln auf, skizziert die Entwicklung vom ‚guten‘ Wolfsegner zum Hexer, wie sie sich in Verhörprotokollen und Prozessakten gegen vermeintliche Hexer und Werwölfe abzeichnet und diskutiert das Phänomen der Wolfsverwandlungen in der Volksmagie und in gelehrten Abhandlungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Es handelt sich insgesamt gesehen um eine überzeugende Arbeit zur Erforschung von Beschwörungen in der Volkssprache, die eine Forschungslücke schließt und neue Perspektiven eröffnet.

Rudolf SIMEK diskutiert in seinem schlüssig argumentierten Beitrag („*Daz Welsche buoch*, der *Lanzelet* des Ulrich von Zatzikhoven und die *Samsons saga fagra*“, S. 481-493) verschiedene Möglichkeiten zur Erklärung der von ihm im Detail herausgearbeiteten Gemeinsamkeiten zwischen der *Samsons saga fagra* und Ulrichs *Lanzelet*. Auch wenn Simek sich letztendlich aufgrund der komplexen Forschungslage nicht festlegen will, so gibt er doch der Hypothese den Vorzug, dass der isländische Sagaverfasser eine Quelle benutzt hat, die auch Ulrich für seinen *Lanzelet* (und Chrétien de Troyes für seinen *Chevalier de la charrette*) verwendet hat, nämlich das von Ulrich genannte, nicht überlieferte *Welsche buoch*, das seines Erachtens eher ein anglonormannischer Lai über Lancelot gewesen sein dürfte als ein umfangreicher Lancelot-Roman.

Gaby WAXENBERGER präsentiert in ihrem Beitrag („Text types and formulas on display: The Old English Rune Stone Monuments in England“, S. 495-518), der im Zusammenhang mit ihrer Mitarbeit an dem wichtigen Akademie-Projekt *Runic Writing in the Germanic Languages – RuneS* steht, eine Beschreibung und Analyse verschiedener Typen von Inschriften auf altenglischen Runensteinen: Formeln zum Totengedenken, Formeln mit der Aufforderung zur Fürbitte, Ritzerformeln und komplexere Formeln, die diese Texttypen kombinieren. Von der Untersuchung ausgeschlossen werden extrem fragmentarische Inschriften (S. 497 f.), der poetische Text auf dem Kreuz von Ruthwell und die heute weitgehend unleserliche Inschrift auf dem Kreuz von Bewcastle (S. 496). Waxenberger unterstreicht zu Recht, dass die linguistische Analyse der Inschriften nicht isoliert erfolgen darf, sondern dass außertextliche Phänomene wie Aussehen und Zustand des Objekts, auf dem der Text überliefert ist, in die Untersuchung jeweils mit einbezogen werden müssen. Auch wenn die Verfasserin ihren Beitrag als vorläufig, mit vorläufigen Erkenntnissen, charakterisiert, sind ihre Ergebnisse wertvoll und versprechen weitere Resultate, wenn sie mit Formeln in Runeninschriften auf anderen Materialien oder mit nicht-runischen epigraphischen Texten im angelsächsischen England verglichen werden.

Die in der Gedenkschrift versammelten Beiträge, die auf Autoren, Themen, Sachverhalte und Methoden Bezug nehmen, welche die Forschungsinteressen Ute

Schwabs widerspiegeln und teilweise in fruchtbarem Dialog mit ihrem wissenschaftlichen Werk stehen, machen der vielseitigen Forscherin, derer sie gedenken, alle Ehre. Nicht zuletzt soll die auf die redaktionelle Gestaltung verwendete Sorgfalt erwähnt werden, welche die Lektüre dieses umfangreichen Sammelbandes sichtlich erleichtert.

[Claudia Händl]

TOURNADRE, Nicolas, *Le prisme des langues*, L'Asiathèque, Paris 2014, pp. 349, ISBN 978-2-36057-047-8, € 28,00.

Le prisme des langues de Nicolas Tournadre s'adresse aussi bien, à un premier niveau, à un large public, que, à un second niveau, aux spécialistes. L'auteur fait partie de ces linguistes qui, de Lucien Tesnière à Claude Hagège en passant par Aurélien Sauvageot, fondent leur approche du langage sur leur polyglossie et leur amour des langues. Nicolas Tournadre est, entre autres, spécialiste des langues tibétiques, mais *Le prisme des langues* abonde d'exemples qui montrent sa maîtrise d'un grand nombre d'autres idiomes, des langues slaves au chinois. Devant un ouvrage aussi riche, nous devons ici nous contenter de commenter certains points seulement, avec tout ce que cela comprend d'arbitraire.

Nicolas Tournadre propose pour commencer une réflexion intéressante sur le concept de langue. Il évoque la problématique des dialectes et rappelle avec raison que la notion de "langue" ne va pas de soi. Comment, par exemple, décrire l'interrogation en "français"? La réponse à une telle question peut paraître simple, mais elle se révèle en réalité problématique, puisque, là où le français de France forme par exemple l'interrogation avec *Est-ce que* ("Est-ce que c'est loin?"), avec l'intonation ("C'est loin?"), ou avec l'inversion sujet-verbe à l'écrit ("Est-ce loin?"), le français du Québec utilise également la particule /tu/ ("C'est-tu loin?"), comme le rappelle l'auteur (p. 45). La description de la langue française est ainsi toujours la description d'une certaine variété de français, le français de France généralement.

Nicolas Tournadre ajoute que la variation écrit/oral et la variation diachronique compliquent également la définition de la langue française, et il cite dans cette perspective le problème posé par la description de la grammaire des temps, qui n'est pas la même à l'écrit et à l'oral, puisque certaines formes comme le passé simple ou le subjonctif de l'imparfait sont propres à l'écrit et ne se rencontrent pas à l'oral (p. 46). Comment, pour prendre un autre exemple de variation écrit/oral, décrire la négation en français contemporain? L'écrit n'accepte que la forme *ne... pas*, là où à l'oral le mot *pas*, bien qu'à l'origine affirmatif, se charge seul d'exprimer la négation. Quant à la variation diachronique, l'auteur écrit: "Que dire du français médiéval dont la grammaire, le vocabulaire et l'orthographe ont tellement changé que la lecture n'est